

# Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter  
Dr. phil. Franz Weule

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von  
Germann Rauh, Wiesbaden

Nachdruck aller Rechte verboten

Nummer 31

Sonntag, den 30. Juni 1918

39. Jahrgang

## Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 31. Juni (6. Sonntag nach Pfingsten):  
Pauli Gedächtnis; Montag, 1. Juli: Theobald;  
Dienstag, 2. Juli: Maria Heimsuchung; Mitt-  
woch, 3. Juli: Eulogius; Donnerstag, 4. Juli:  
Ulrich; Freitag, 5. Juli: Anton Zaccaria; Sam-  
stag, 6. Juli: Boaz.



## Sechster Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Markus 8, 1-9.

In jener Zeit, als viel Volk beisammen war und es nichts zu essen hatte, rief Jesus seine Jünger zusammen und sprach zu ihnen: Mich erbarmt das Volk; denn sehet, schon drei Tage haben sie bei mir aus und haben nichts zu essen. Und wenn ich sie ungespeist nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege ver-  
schmachten; denn einige von ihnen sind weit hergekommen. Da antworteten ihm seine Jünger: Woher wird jemand hier in der Wüste Brot bekommen können, um sie zu sättigen? Und er fragte sie: Wie viele Brote habt ihr? Sie sprachen: Sieben. Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brote, dankte, brach sie ab und gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten und sie legten dem Volke vor. Sie hatten auch einige Fischlein und er segnete auch diese und ließ sie vorlegen. Und sie aßen und wurden satt und von den Stücklein, die übriggeblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf. Es waren aber deren, die gegessen hatten, bei viertausend; und er entließ sie.

\*

## Der Kirche schönste Blüte

1. Wichtiger ist folgender Einwand, der gegen das Gelübde ewiger Keuschheit im Ordensstand erhoben wird: Der Mensch ist für das Ganze, für die Allgemeinheit da, er darf nicht selbstständig sein, stets muß er seine Interessen dem Interesse des größeren Ganzen unterordnen. Das Gelübde der katholischen Ehelosigkeit verhindert aber das Eingehen einer Ehe, und verurteilt die Menschheit zum Aussterben, wenn das Gelübde von sehr vielen durchgehört wird. Und das ist sicher nicht der Wille Gottes. Es zeigt auch nicht von besonderem Geldentum, wenn man die Last einer Familiengründung und Familienunterhaltung von sich weist und als Junggeselle im Kloster lebt, wo der Tisch stets gedeckt ist.

zunächst ist zu sagen, daß auch in der katholischen Kirche der Grundsatz stets hochgehalten und beobachtet wird, daß der einzelne sich dem Ganzen, der Allgemeinheit, dienstbar machen müsse und daß der einzelne sich opfern müsse, wenn dies dem Ganzen zu gute komme. Beweis dafür ist gerade die Jungfräulichkeit, wie sie von den Priestern und den Ordensleuten geliebt wird. Die Selbstaufopferung des katholischen Priesters, der katholischen Schwestern in den Missionen, zur Zeit einer ansteckenden Krankheit: beweist sie nicht, daß diesen Helden die eigene Bequemlichkeit, ja das eigene Leben weniger gilt als der Dienst der Nächstenliebe, die Sorge für die Seele des Nebenmenschen? Gewiß, es gibt auch Beispiele von großer Entfaltung, von schönem Verstum von Seiten der Bekehrten. Der jetzige Krieg bringt täglich Beweise dafür. Auch muß anerkannt werden, daß der protestantische Missionar, der mit seiner Familie mitten unter den

Seiden lebt und oft unter vielen Schwierigkeiten aushält, wohl in ständiger ist, die Sorge für Weib und Kind geringer zu achten als die Sorge für seine Neubekehrten. Allein, wenn wir uns den unbewährten Missionar, die ehelose lebende Schwester denken, wieviel hat sie vor den Bekehrten voraus! Wie wenig ist sie in ihrem Tun gehemmt! Wie kann sie sich nur leiten lassen von den Gedanken an das, was dem armen Nächsten dienlich und förderlich ist!

Die Jungfräulichkeit, wie sie im katholischen Ordensstande geliebt wird, ist also kein Ausfluß der Selbstsucht, sondern das gerade Gegenteil, eine öffentliche Kundgebung, daß man auf die Annehmlichkeiten des Familienlebens verzichtet, um der Allgemeinheit nützlich zu werden. Der Beruf zum Ordensstande wird wohl nicht von allzuvielen ergriffen werden, so daß zu fürchten wäre, daß aus Mangel an Ehen die Menschheit ausstürbe. Die bisherige Erfahrung zeigt wenigstens, daß in dieser Hinsicht keine Gefahr besteht. Es sind ganz andere Dinge, die eine Gefahr für das Aussterben des Menschengeschlechtes bilden, das ist die Lasterhaftigkeit der Menschen unname: it, und der Mißbrauch der Ehe, so gerade der Einrichtung, die zur Vermehrung der Menschheit dienen soll. Wir können aber noch weiter gehen und den auf den ersten Blick ungereimten Satz aufstellen: Gerade die Jungfräulichkeit ist der beste Nährboden für fruchtbare Ehen und für Vermehrung des Menschengeschlechtes. Wer sich auskennt in der heutigen Welt, wer die Lasterhaftigkeit in Stadt und Land zu beobachten Gelegenheit hat, der muß zugeben, daß Unstittlichkeit ein Kennzeichen der Gegenwart ist. Alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens werden dem Laster, der Entfesselung des Geschlechtstriebes, dienlich gemacht. Offen tritt das Laster auf. An die Stelle der Ehe soll die freie Liebe treten, d. h. der schrankenlose unstittliche Verkehr der Menschen. Und dafür hat man das beschönigende Wort geprägt: „Entfaltung der vollen Persönlichkeit“. Da gilt es denn, dem schwächlichen Menschen zu zeigen, daß der Mensch, wenn er will, Herr werden kann über die sinnlichen Triebe, daß die Beherrschung der eigenen Natur möglich ist. Auch in der Ehe wird Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung verlangt. Wieviele Ehen sind schon in Scherben gegangen, weil dort die Meinung und die Praxis vorherrschte von der Unwiderstehlichkeit gegen einen Naturtrieb und dem schrankenlosen Ausleben! Die tatsächlich geliebte Jungfräulichkeit ist aber die beste Widerlegung gegen diesen verhängnisvollen Irrtum. So sagen wir also mit vollem Recht: die Jungfräulichkeit ist der Schutz der Ehe. Wo aber die Ehe in ihren Grundfesten auf den unverrückbaren Felsen der katholischen Sittlichkeit steht, wo die Keuschheit der Ehe gewahrt bleibt, da ist die Fruchtbarkeit der Ehe die notwendige Folge.

Eine Familie zu gründen, Kinder zu braven Menschen heranzuziehen, ist gewiß mühsam und oft sehr kostbar. Es verrät aber große Unkenntnis des Klosterlebens, den Ordensleuten ein gemütliches Familienleben nachzusagen und von ihnen anzunehmen, sie hätten nur aus Ehen vor den Dürfen der Familienunterhaltung das jungfräuliche Leben gewählt. Die Ehen vor den Kosten, Unannehmlichkeiten und der Unfreiheit einer Familie mag wohl bei manchem Junggesellen vorherrschend sein, bei der Wahl des Ordensstandes spielt das aber keine Rolle. Denn wer sich nur einigermaßen auskennt, weiß, daß den Klosterkandidaten kein gemütliches Familienleben erwartet, sondern ein Leben reich an Entbehrungen und harten Entfaltungen. Wieviele lehren

jedes Jahr bald nach ihrem Eintritt dem Kloster den Rücken, weil sie sich das Klosterleben ganz anders vorgestellt hatten, weil sie der Meinung waren, man trüge sie dort auf den Händen und das Gebet fülle die meiste Zeit des Tages aus. Es ist aber Grundsat, den Klosterkandidaten nichts zu ersparen, was die Eigenliebe, den Eigensinn und die verkehrte Anhänglichkeit an die Dinge der Welt zu bekämpfen geeignet ist. Nur wer sich bewährt in der harten Klosterzucht, wer die vielfachen Proben bestanden hat, die ihm der Novizenmeister — das ist jener, der die Ueberprüfung und Prüfung der Ordenskandidaten über sich hat — auferlegt, wird zur Ablegung der vorendlichen Gelübde zugelassen und erhält damit die Rechte der übrigen älteren Ordensmitglieder. Daß man die älteren und kränklichen Ordensmitglieder nicht mehr die ganze Last des Tages tragen läßt, sondern sie nur nach Maßgabe ihrer Kräfte beschäftigt, versteht sich von selbst. Der Obere eines Klosters handelt wie ein vernünftiger besterger Familienvater und wird nichts verlangen, was über die Kräfte geht, zumal er ja auch selbst unter Aufsicht steht und für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden kann. Jeder im Kloster, der sich ungebührlich behandelt glaubt, hat das Recht zur Beschwerde. In diesem Punkte ist die weiteste Freiheit zugesichert, die nach jeder Richtung hin auch gewahrt wird.

2. Ein weiterer Einwand gegen das Gelübde der Jungfräulichkeit im Ordensstande ist nach Art anderer Verleumdungen gegen Klerus und Ordensstand der Kirche gerichtet und stammt aus jenen Kreisen, die für ihr eigenes schlechtes, unfruchtliches Leben gern eine Entschuldigung zur Hand zu haben wünschen. Der Einwand lautet: Es ist naturwidrig, ehelos zu leben; die Ärzte haben festgestellt, daß ein keusches, enthaltsames Leben mit den schwersten Gefahren für Körper, Geist und Nerven verbunden ist. Deshalb, so lautet die mehr oder minder offen ausgesprochene Verdächtigung, halten sich die katholischen Priester und Ordensleute für ihren erzwungenen Jölibat auf andere Weise schadlos.

Die Kühnheit, mit der hier die Unmöglichkeit eines keuschen Lebens behauptet wird, ist die Kühnheit des vor Gericht überführten Verbrechers, der den Verdacht auf andere zu lenken versucht, um sich möglichst unschuldig hinzustellen. Es hat immer Leute gegeben, die unter dem Schein der Wissenschaftlichkeit den Unenthaltamen zu Gefallen reden und von Unwiderstehlichkeit des Naturtriebes sprechen. Dagegen erhebt sich eine Wolke von Zeugen hervorragender Ärzte und Gelehrten, die nicht nur nichts wissen von nachteiligen Folgen der Enthaltensamkeit, sondern die hohe Bedeutung eines keuschen Lebens für die Gesundheit von Geist und Körper betonen. Jedenfalls gibt es doch Tausende von Männern und Frauen in Vergangenheit und Gegenwart, die jungfräulich leben und nicht das geringste spüren von einer Schädigung ihrer Gesundheit, sondern im Gegenteil sich sehr wohl fühlen und Gewaltiges zur Ehre Gottes und zum Wohle ihrer Nebenmenschen leisten.

Wir Katholiken wissen, woher jene Anschauung stammt. Sie hat ihren Ursprung in der Lehre der Reformator, die von Selbstverleugnung nichts wissen will und offen die Unwiderstehlichkeit des Naturtriebes lehrt. Ehrliche Protestanten gesehen dies auch ein und bedauern die Folgen einer solchen Lehre für die Sittlichkeit des Volkes.

Wer jenseits des Christentums steht, wer vollends alles Uebernatürliche verloren hat, kann der freiwillig erwählten Jungfräulichkeit kein Verständnis entgegenbringen. Der Blinde, der eine herrliche Gegend durchwandert, muß schweigen, da

ihm die Grundlage für die Bewertung der Schönheit fehlt.

Auch wir Katholiken wissen, daß die Gabe der Jungfräulichkeit eine übernatürliche Sache ist und nur mit Hilfe jener Mittel bewahrt werden kann, die wir Katholiken besitzen. Diese Mittel sind zunächst das eifrig gepflegte Gebet. Leute, die nicht mehr beten, verlieren sich ganz in das Sinnliche und Weltliche, haben keinen Sinn mehr für die Güter der Ewigkeit, berauben sich der Gnaden, die das Gebet herabrufst und die unerlässlich sind für die Bewahrung des kostbaren Gutes der Jungfräulichkeit. Deshalb wird im Kloster auf das gemeinsame und private Gebet ein großer Teil des Tages verwandt. Die Ordensleute wissen warum. Der Teufel macht vor der Klosterpforte leineswegs Halt. Und wenn ein Ordensmann, eine Kloster Schwester anfängt dieses Pflichtgebet nachlässig zu verrichten, dann hat der Teufel schon halb gewonnen, und die heiligen Gelübde sind in äußerster Gefahr. Mühsiggang ist aller Laster Anfang, auch der Anfang eines sinnlichen, unmenschen Lebens. Um dieser Gefahr zu begegnen, ist Sorge getroffen, daß im Kloster die Zeit der Arbeit, der Erholung, des Gebetes weise eingeteilt ist. Niemand darf mühsig sein, und wer im Kloster seine Zeit so benützt, wie sie ihm durch die Tagesordnung vorgezeichnet ist, kann sicher sein, daß ihn so leicht nicht unehrbare Gedanken und Regungen anfechten.

Meide die nächste Gelegenheit! Das ist erfahrungsgemäß ein weiterer wichtiger Grundsatz zur Bewahrung der engelgleichen Tugend. Hüte namentlich deine Augen. Die Augen sind die Fenster, durch die alles Böse, Schlechte, Niedrige seinen Einzug in die Seele hält. Ueberwache deine Geküre. Und wer wollte leugnen, daß unsere Theater und Opern, ferner unsere Kinos, wo sie fast nur dem Gelderwerb und nicht der Berechtigung, Bildung und Wissenschaft dienen, der Unsitlichkeit in die Hände arbeiten und die niederen schlechten Triebe wachrufen! Theater und Oper sind im Kloster natürlich etwas Fremdes. Aber für den Fall, daß Ordensleute auf einige Zeit außerhalb ihres Klosters leben, sind strenge Regeln aufgestellt, und es ist wohl jedem einleuchtend, daß ein Mönch, eine Klosterfrau in einem Speersitz eines großstädtischen Theaters oder einer Oper eine unmögliche Figur ist. Da fühlt jedermann den inneren wichtigen Gegensatz. Dieses Gefühl zeigt aber auch, wie unsere heutigen Orte der Erholung und der Bildung Stätten geworden sind, die nach allgemeiner Anschauung bedenklicher Natur sind.

Ein weiteres nur innerhalb der katholischen Kirche bekanntes Mittel zur Bewahrung der Jungfräulichkeit ist die Verehrung der jungfräulichen Gottesmutter Maria. Maria ist ja das erste und vornehmste Beispiel von selbstgewählter und stets festgehaltener Keuschheit. Auch durch ihre Mutterschaft hat sie, wie uns der Glaube lehrt, die Jungfräulichkeit nicht eingebüßt. Alle Klöster tragen deshalb eine besondere Verehrung zur allerheiligsten Jungfrau. In manchen von ihnen ist die Andacht zu Maria, der Jungfrau, von Anfang an in besonderen Formen überliefert und wird in diesen Formen auch in das katholische Volk getragen.

Zum Schluß sei noch auf ein Mittel hingewiesen, das in folgender Erzählung enthalten ist. Die Mutter des seligen Martyrers Thomas Sherwood, Elisabeth mit Namen, hatte sich in der englischen Katholikenverfolgung wegen Anbörung der hl. Messe in London zu verantworten. Als der anglikanische Bischof von Ely, Dr. Coles, auf die Ehelosigkeit der katholischen Priester schmähte und behauptete, diese sei unmöglich, entgegnete ihm Elisabeth, wenn sie ihn drei Monat in Kost hätte, so würde sie ihn schon überzeugen, daß Enthaltensamkeit möglich sei; da er aber in Saus und Braus dahin lebe, so sei es kein Wunder, daß er über Ehelosigkeit also denke. (Spillmann, Engl. Martyrer.)

## Der hl. Theobald, Nicht die Heimat aus Liebe zur Heimat 1. Juli.

„Wenn jemand zu mir kommt, und hasset nicht seinen Vater, und Mutter, und Weib, und Kinder, und Brüder, und Schwester, ja auch sogar seine eigene Seele, der kann mein Jünger nicht sein.“  
(Luk. 14, 26.)

Zwei Kinder wachsen nebeneinander auf. Das eine hat von Natur aus seine Freude am Hohen, Edlen und Guten, während ihm das Niedrige und Böse zuwider ist, das andere dagegen hat auf Schritt und Tritt gegen die innere Reizung zum Bösen zu kämpfen. Woher dieser gewaltige Unterschied? — In sehr vielen Fällen ist ausschlaggebend der Eltern Seelenzustand vor der Ehe und in den ersten Jahren der Ehe.

Der hl. Theobald, um das Jahr 1030 zu Provins in Frankreich geboren, entstammte dem Geschlechte der mächtigen Grafen von Champagne. Von zartester Kindheit an zeigte der Knabe ein sanftes, dem Göttlichen zugewandtes Gemüt, ein lebhaftes Gefühl für alles Gute und Schöne und eine warme Begeisterung für das Heilige. In den Spielen und Berausungen der Jugend fand er kein Behagen; an dem geräuschvollen Treiben des jungen Lothar nahm er wenig Anteil; er blieb gerne zu Hause, erfreute sich in der Andacht und im Gebete und bereitete sich andere edle geistige Genüsse. Seine Stellung als Sohn eines edlen, reichen Hauses, seine äußere Bildung und Wohlgestalt und sein durch lebenswürdige Offenheit gewinnendes Benehmen setzten ihn allen Versuchungen der Weltlust aus; aber je lockender sie ihm winkte, je lauter sie ihn rief, desto mehr entzog er sich ihren Reizungen und Labungen; er fühlte edlere Triebe in sich als die sinnlichen und dachte auf größere Dinge als die Befriedigung seiner Begierden.

Eifrig las er in dem Leben der Altväter in der Wüste. Die rührenden Schilderungen des heiligen Friedens, der edlen Einsicht, der hohen Weisheit, welche diese Männer gottgeweihter Einsamkeit befehligen, machten auf ihn einen wunderbaren Eindruck und weckten in ihm eine unbezwingliche Sehnsucht nach solch beneidenswertem Leben. Als höchstes Glück erschien es ihm, in vollständiger Freiheit von allen irdischen Sorgen und Mühsalnissen sich nur Gott hinzugeben, in die Betrachtung und Beschauung einer höheren Welt sich zu versenken und mit vollen Jügen aus dem Strome der Gottinnigkeit zu trinken. Mitten in den rauschenden Vergnügungen des Hoflebens kam er sich vor wie ein einsam Trauernder am öden Strande der Flusse Babels.

Während so der tugendhafte Jüngling seine Seele immer mehr in die Schönheit des Einsiedlerlebens versenkte, dachte der Vater daran, ihm eine glänzende Laufbahn in der Welt zu bereiten: er bewarb sich für ihn um eine edle und reiche Braut, um ein Ehrenamt am Hofe und um eine eifrig Stelle im Heere. Wirklich zog der etwa 20jährige Theobald mit dem Fährlein seines Vaters hinaus zu einem kurzen Feldzuge. Weltliche und kriegerische Gesinnungen wurden damit nicht in ihm vermehrt. Wohl aber erstarrte in ihm der Entschluß der Weltentfagung. Da er indeß die väterliche Einwilligung nicht erhalten konnte, blieb er noch im elterlichen Hause bis zu seinem 25. Lebensjahre.

Nun endlich konnte er dem immer mächtigeren Drange seines Herzens nicht mehr widerstehen. Unter dem Vorwande eines Besuches ritt er mit seinem gleichgesinnten Freunde, Namens Walthar, in die Abtei St. Denis bei Reims. Diener und Kofse ließen sie in der Herberge zurück, weilten bis zum Abend im Kloster und flohen im Dunkel der Nacht zu Fuß von dannen. Ihre ritterlichen Gewänder vertauschten sie mit dem dürftigen Anzuge zweier armer Pilger, denen sie begegneten und wanderten munter weiter bis in die Diözese Trier. An einem kleinen Orte Ritting bei Luxemburg fanden sie eine Stelle, die ihnen für ihre Absicht geeignet schien.

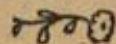
Hier bauten sie sich eine kleine Kavelle und zwei Hütten und lebten gleich den Einsiedlern des Morgenlandes in Betrachtung und Gebet. Gerne hätten sie auch wie diese durch Flechten von

Körben und Matten sich den Körperlichen Lebensunterhalt verdient. Aber dazu fehlten die Palmblätter. So gingen sie denn zeitweise als Tagelöhner in die benachbarten Weiler und Dörfer. Sie hielten den Schmitteln auf dem Felde, trugen bei Bauten Steine und Mörtel zu, reinigten die Stallungen und waren zu jeder Handreichung erbötig. Auch nach den härtesten Mähen des Tages eilten sie zu ihren Zellen, um bis tief in die Nacht hinein das Lob Gottes zu singen.

Das umherwohnende Volk bemerkte bald ihrem Eifer im Gebete, ihre unwandelbare Freude bei der Arbeit, ihr sanftes, demütiges Wesen. Man bemerkte auch, daß ihr Benehmen gar sehr abstand gegen die schlichte Art der einfachen Landbewohner, daß ihre Hände nicht gewohnt waren, solche Arbeiten zu tun. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß sie edelgeborene Herren seien, die sich um Christi willen selbst erniedrigten.

Nun war hier ihres Bleibens nicht mehr. Mit Behmut schieden sie von der Stätte, die ihren ersten Arbeitschweiß getrunken. Wieder ergriffen sie den Pilgerstab und begaben sich auf die Wanderschaft. In Trier begegnete Theobald plötzlich seinem Vater. Der Graf, hoch zu Ross, ahnte nicht, daß dieser arme Pilger mit den bloßen Füßen, mit dem sonnenverbrannten Angesichte, sein Sohn sei. Theobald's Herz waltete heftig auf, der Ruf Vater! Vater! schwebte ihm auf den Lippen, gewaltig rief es ihn hin zum Vaterherzen; aber er bemächtigte die Gefühle der Natur, verwies das Herz zur Ruhe und drängte das Wort zurück: um des Heilands willen hatte er Vater und Mutter verlassen — das Opfer war gebracht und auf den Altar gelegt, sollte er es wieder zurücknehmen?

Sie wanderten weiter und kamen nach dem Wallfahrtsorte St. Jakob von Compostela, dann wieder quer durch Frankreich nach Italien. In der Diözese Vicenza ließen sie sich in einer Einöde namens Salaniga zum strengen Einsiedlerleben nieder. Bald starb Walthar. Danach verschärfte Theobald noch die Strenge seiner Lebensweise: er aß wenig, schlief wenig, betete und arbeitete ohne Unterlaß. Der Bischof von Vicenza weihte ihn zum Priester. Nun sammelten sich Schüler um ihn. Sein Ruf drang über die Alpen bis nach Frankreich. Seine Eltern erfuhren davon und eilten zu ihm. Unausprechlich groß war die Freude des Wiedersehens. Dann ergriff Theobald zum letzten Male den Wanderstab, nahm Abschied von dieser Erde und betrat freudig die himmlische Heimat. — „Ihr werdet euch freuen, da ihr jetzt eine kleine Zeit traurig seid.“ P. R. Sch.



## Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

### Hypnotismus und Aberglaube I.

Was früher fälschlicherweise Magnetismus oder Mesmerismus genannt wurde, heißt jetzt Hypnotismus, vom griechischen Worte Hypnos = Schlaf. Zunächst einen kurzen geschichtlichen Ueberblick!

Der erste, der den Magnetismus richtig erkannte, war der englische Arzt James Braid, geboren 25. März 1800. Während Mesmer be a viete in ihm wohne eine besondere magnetische Kraft, ein magnetisches Fluidum, welches er von sich überleitete auf die Kranken und sie dadurch in den magnetischen Schlaf versetzte — fand Braid durch eine Reihe eingehender Versuche, daß die Patienten sich selbst in einen solchen Zustand versetzen könnten. Daraus schloß er mit Recht, daß nicht ein magnetisches Fluidum des Magnetiseurs den eigenartigen Schlafzustand bewirke, sondern daß derselbe andere Ursachen müsse. Dr. Braid sagt: „Indem ich die Patienten veranlaßte, einen unbelehten Keinen, leuchtenden Gegenstand etwas über der gewöhnlichen Schrichtung stark zu fixieren, bei angespanntester Aufmerksamkeit und Ruhe des übrigen Körpers, bemerkte ich, daß viele rasch in einen mehr oder weniger tiefen Schlaf versieten, mit allen gewöhnlichen Erscheinungen des tierischen Magnetismus oder Mesmerismus.“

Braid war der erste, der für diesen eigentümlichen nervösen Schlafzustand den Namen „Hyp-

notismus" gebrauchte. Andere nannten ihn nach seinem Namen „Drabismus“. — Schon 1828 hatte Konstantin Balassa, ein schlichter Ungar, eine „Methode des Aufbeschlages ohne Zwang“ herausgegeben: Das Pferd wird durch starres Anblicken dahin gebracht, daß es zurückgeht, den Kopf entvorhebt und Hals- und Nackenwirbel steif macht. Man kann dadurch dem Pferde so imponieren, daß es sich nicht rührt, selbst wenn in seiner Nähe geschlossen wird. Das „Balassieren“ (Hypnotisieren) der Militärpferde ist in Döcker's reich gefüllt vorgezeichnet.

Braid hatte beständige Angriffe und Verdächtigungen zu ertragen. Die meisten hielten alles für reinen Schwindel. Erst in den sechziger Jahren begannen viele Aerzte, besonders Pariser Doctoren und Professor Niam in Bordeaux, hypnotische Versuche zu machen. 1878 erregte Charcot ungeheures Aufsehen, indem er durch bloßes Anstarren nervenranke Personen in Hypnose versetzte.

Im folgenden Jahre kam der bekannte dänische „Magnetiseur“ Karl Hansen nach Deutschland. Er war ein stämmiger Mann mit einer großen Brille, durch die ein paar stechende Augen sich bohrend auf den Zuschauer richteten. In allen Hauptstädten Deutschlands, wo Polizei und Publikum ihm keine Hindernisse bereiteten, gab er merkwürdige Vorstellungen. Ein Herr, der sich von Hansen hatte „magnetisieren“ lassen, erzählt darüber folgendes: „In aufrechtstehender Stellung, die Beine fest zusammengepreßt, wurde ich vom Kopf bis zum Fuße magnetisiert. Hansen bestrich mich mit beiden Händen von oben bis unten, drehte zu öfteren Malen seinen Kopf an meine Wangengegend und schob nochmals meine beiden Knie fest aneinander. Nach mehrmaliger Wiederholung dieser Prozedur war ich richtig „präpariert“. Hansen nahm mich wie ein Stück Holz in seine Arme und legte den gleichsam erstarrten Körper auf zwei Stühle, sodas der Kopf auf dem einen, die Füße auf dem andern ruhten. Der Körper hing ruhig in der Schwebe. Trotz der fürchterlichen Starre war mein Bewußtsein vollständig wach.

Willenlos ließ ich den ganzen Vorgang an mir vorüberziehen. Die schwierige Körperlage machte mir nicht die geringste Anstrengung. Ruhig schaute ich aus meiner horizontalen Lage in aller Gemütsruhe zu, wie Hansen mein liebes Ich als Sofa benutzte. Wohlgefällig setzte er sich auf mich. Sein Aufenthalt auf meinem Wagen war mir durchaus nicht beschwerlich. Auch als Herr Hansen sich anschickte, aufrechtstehend auf meinem Körper zu marschieren, empfand ich weder einen besonders starken Druck, noch irgend welche schmerzliche Einwirkung seiner Stiefelabsätze.“

Eine der Hauptleistungen Hansens bestand darin, einen der Herren einzuschläfern und ihn minutenlang kniend beten zu lassen. Auf die Einbildungskraft wirkte Hansen derart einzuwirken, daß der Magnetisierte sich für eine Stimme hielt und mit vollkommener Gewissenhaftigkeit sein Amt versah. Schließlich legte er seinen kleinen Pflegling (einen dunklen Ueberzieher) auf einen umgeworfenen Stuhl und haulete in zärtlich. Doch konnte Hansen trotz allen Zuredens ihn nicht bewegen, ein Wiegenlied zu singen. Hansen raubt den ihm Unterworfenen für die Zeit des Schlafzustandes Gehör und Geschmack. Die Magnetisierten essen Kartoffeln für Birnen mit größtem Appetit. Aber auch an Anfällen fehlte es bei seinen Versuchen nicht. So geschah es, daß bei einem Experimental-Vortrag in Kreuznach ein Mädchen aus der Hypnose nicht mehr erwachte und im Krankenhause starb. Daraufhin wurde ihm das Hypnotisieren in ganz Deutschland verboten.

Dieser Pseudoprofessor hatte wenigstens das Verdienst, die Gelehrten aus ihrer vornehmen Reserve herausgelockt zu haben. Allmählich verstand man sich dazu, den Hypnotismus an der Hand der Wissenschaft zu prüfen. Auf der deutschen Naturforscherversammlung, die am 18.—24. September 1880 in Danzig tagte, wurde festgestellt, daß der Hypnotismus kein Schwindel, sondern feststehende Tatsache sei, die man wissenschaftlich beleuchten und erklären müsse. Darin ist seitdem manches geschehen. Aber viele Fragen und Rätsel sind noch ungelöst und werden wohl noch lange Zeit hindurch bleiben.

## Das Martyrium des hl. Petrus

Von Vater Brandes.

Nachdruck verboten.

Kurze Zeit nach der Gründung der Kirche in Rom (im Jahre 62) hatte Petrus die Stadt wieder verlassen, wo er den Linus und Cletus während seiner Abwesenheit als Vorkände der Gemeinde zurückließ. Erst im Jahre 64 kam er wieder zurück; Nero herrschte jetzt. Die erste grausame Verfolgung brach über die junge Kirche herein.

Dieser Verfolgung lag anfangs nur indirekt der Haß gegen den christlichen Glauben zugrunde; erst als die Blutgier angeregt war, ward dieser Haß die wirkliche Triebabfeder der unmenslichen Grausamkeiten gegen die Christen. Nero ging in seiner unsinnigen Eitelkeit mit dem Gedanken um, die Hauptstadt des Erdkreises von Grund auf neu aufzubauen, um sie dann nach seinem Namen die Nerostadt, Neropolis, nennen zu können. Dielem Wahnsinn ward von den Zeitgenossen der grausamste Brand zugeschrieben, der von den vierzehn Regionen der Stadt drei gänzlich vernichtete und sieben Nächte wütete das Feuer.

Trotzdem die Stadt mit der ausdauerndsten Verschwendung und in unglücklich kurzer Zeit wieder aufgebaut ward, verzieh ihm das Volk, dem er doch die prächtigsten Prachtwohnungen schenkte, das Verbrechen

## Sonntagsruh!

Von Günther Walling.

Es steht ein Kreuzifix am Wege,  
Der über schroffen Felsen hängt,  
Wo aus verjüngtem Waldgehege,  
Die Straße in das Tal sich senkt.

Der Heiland hat verjüngungsmilde  
Am Kreuz die Arme ausgespannt,  
Es ist, als ging von diesem Bilde  
Ein stiller Frieden in das Land.

Ein Sonntag war's, ich kam geschritten  
Vom Gletscher mit befeitem Haar,  
Da stand das Kreuzifix inmitten  
Der Landschaft hell und morgenklar.

Und unter mir lag still und eben  
Der See im hellsten Sonnenschein,  
Das Dorf im Schmutz der grünen Neben,  
Die Kirche mit dem Kreuz von Stein.

Die Glocke rief, Landente zogen  
Zum Haus des Herrn im Festtagskleid,  
Sonst war es still, nur Lerchen flogen  
Empor in Gottes Herrlichkeit.

Weiß nicht, was mir die Hände leise  
Zusammenfügte, unbewußt,  
Daß ich nach frommer Christen Weise  
Am Kreuze beten hier gewußt.

Doch als ich talwärts drauf geteufelt  
Dem stillen Dorf die Schritte zu,  
Da fühlt ich, wie sich tief gesenkt  
In meine Seele Sonntagsruh!

dieser Brandstiftung nie. Erst jetzt verlor Nero die Anhänglichkeit der entarteten Römer, die ihn schon so lange stumpfsinnig ertrugen.

Um das Gerücht, das ihn allein als den Anstifter des ungeheuren Unglücks bezeichnete, von sich abzuwenden, schob er die Schuld der Brandstiftung auf die Christen, von denen er wußte, daß sie auch sonst dem Volke verhaßt seien. Gedungene Angeber mußten jedes Verbrechen öffentlich anklagen, und man ward die Schuldlosen unter den fürchterlichsten Martern eines Verbrechens wegen bestraft, das sie nicht begangen hatten. Ihre Zahl war damals bereits außerordentlich groß, tugens multitudo, sagt Tacitus, und erzählt weiter: „Ihre Hinrichtung ward mit Hohn begleitet, indem sie in Tierfelle gehüllt, von Hunden zerfleischt oder ans Kreuz gehetzt wurden. Andere wurden mit Reich überzogen und mußten bei einbrechender Dunkelheit als Fackeln brennen.“ Nero hatte zu diesem gräßlichen Schauwese seine vatikanischen Gärten geöffnet, an deren Stelle sich heute der Vatikan und der St. Petrus-Dom, das Kapitöl der Christenheit, erhebt.

Diese Verfolgung, die so grausam begann, war die Bluttaufe der jungen Kirche in Rom; sie dauerte fort bis zum Tode des wahnsinnigen Ungeheuers im Jahre 69.

Petrus hatte bald nach seiner Rückkehr sein Sendschreiben an die kleinasiatischen Gemeinden erlassen, in welchem bereits die Vorboten der Verfolgung angedeutet sind. Unter Schmerz und Sorgen mußte er als guterhirt über die ihm Anvertrauten wachen.

Nach der hl. Paulus war in Rom wieder eingeleitet, predigte aber, trotzdem er in seinem Gefängnisse nicht an einen seiner Wächter gefesselt war, mit hohem Freimuth und schuf so sein Verhängnis an der breiten Straße, in via lata, zur Kirche um.

In der Voraussicht seines nahe bevorstehenden Todes trat der Apostelknecht insbesondere Vorfürge für die Nachfolge in seinem obersten Dienstannte und weichte außer den schon früher Bestellten noch den hl. Klement und ertheilte ihm die bischöfliche Vollgewalt.

Auch seine Gattin war ihm in der Verfolgung nach Rom getoht und ging ihm hier im Tode voran. Eusebius erzählt nach dem hl. Klement: als sie wegen ihres hochherzigen Bekenntnisses zum Tode geführt wurde, begegnete ihr Petrus, und der Anblick der Festigkeit und Freudigkeit, mit der sie dem Tode entgegen ging, machte so tiefen Eindruck auf sein Herz, daß er Wort dankte für das Los, welches der Edlen beschieden sei, die seine Lebensgefährtin gewesen war. Er rief, sie bei Namen und sagte ihr bloß die Worte: „Gedenke des Herrn!“ Diese Erinnerung an den treudigen Mut, mit dem sie den Tod erlitten, blieb nicht ohne Einwirkung auf ihn selbst, als er bald darauf mit wunderbarer treudigem Mute den Tod erduldet.

Nur erst jedoch glaubte er die Zeit seines Todes noch nicht so nahe. An der Appischen Straße, in geringer Entfernung von der Stadt, steht ein kleinartiges Oratorium, welches der Gegenstand einer schönen und zahlreichen Uebersetzung aus dieser Zeit über den hl. Petrus ist. Der Bestimmung des göttlichen Retters für Zeiten der Verfolgung eingedenk: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so flieht in eine andere.“ wollte Petrus einst in der Nacht die Flucht ergreifen. Die Gläubigen hatten ihn gebeten, sich ihren zu schonen und zu erhalten. Vor dem Tore, wo jetzt die Kapelle steht, sieht er plötzlich Christus mit dem Kreuze ihm entgegen auf die Stadt zuschreiten. Der erbaunte Jünger trägt ihn: „Herr, wohin gehst du?“ Christus antwortet ihm: „Ich komme hierher nach Rom, um mich nochmals kreuzigen zu lassen.“ Petrus verstand den Wink des Meisters; er kehrte zurück in die Stadt, wo er die ihm anvertraute Herde leitete, bis die Wächter Neros ihn ergriffen.

Im Jahre 67 war der Kaiser von seiner „Aussreise“ nach Griechenland wieder in Rom angekommen. Unter Greuelthaten, die man in Suetonius nachlesen kann, entflammte sich seine Wutgier aufs neue. Jetzt wollte er den gesamten Senat verjagen, der ihm noch nicht freudig genug war. Ebenso leicht glaubte er das Christentum ausrotten zu können. Petrus lag bereits in jenem grauenhaften Mamertinischen Kerker am Kapitöl gefangen, setzte aber sein Bekehrungswort fort, wie früher Paulus in der Via lata, der jetzt auch in die Mamertinischen Kerker gebracht worden war. Die wachhabenden Offiziere nebst noch 47 andern wurden hier von Petrus befehlet. Die Stätte der Kreuzigungen war getrennt von derjenigen, wo die Durchrichtungen durch das Schwert geschahen. In dieser letzteren ward Paulus auf der Straße nach Ostia weiter geführt; Petrus dagegen zur Kreuzigungsstätte auf dem näher gelegenen Janiculum oder dem vatikanischen Hügel, denn beide, übrigens nahe gelegenen Punkte, werden als die Richtstätte des hl. Petrus bezeichnet.

Da, wo die Wege der beiden Apostelbilder sich getrennt, bezeichnet eine Inschrift zwischen zwei kleinen Säulen an der ostianischen Straße den Ort des Abschiedes. Nach derselben sprach der Völkerapostel zu Petrus: „Der Friede sei mit dir, du Bräutigam der Kirche, und Hirte aller Schafe Christi!“ und der Apostelknecht spricht zu Paulus: „Wehe in Frieden, Lehre alles Guten, und Führer der Gerechten an den Pfaden des Heils.“ Diese Worte sind vielleicht nicht so gewechselt worden; aber sie konnten wohl in jenem Augenblicke in den Herzen der beiden Heroen sein, die sich um die Welt und die Menschheit, und um die Stadt mehr als Romulus und Remus verdient gemacht haben.

Petrus ist jetzt auf seinem letzten Gange; auf dem Wege, an welchem der göttliche Meister ihm in jener Unterredung prophetisch gemahnt hatte, wo er zu ihm sprach, in seinem Alter werde er die Hände ans Kreuz und ein anderer werde ihn binden und ihn hinbringen, wohin er nicht wolle. Und zugleich vollendet sich nun für ihn jenes erste Geheiß: „Du, folge mir.“ Petrus war der treue Nachfolger Christi; in Leben und Wirken gewesen, jetzt ward er es im Tode. Er ward ans Kreuz gehetzt. Die Christen des ersten Jahrhunderts kannten hierbei noch den näheren Umstand, daß er auf sein eigenes, dringendes Verlangen mit dem Kopfe nach abwärts gekreuzigt worden sei.

Sein Todesjahr ist nach den verbürgten Annahmen und Berechnungen das Jahr 67.

Ueber den Kreuzestod des hl. Petrus in Rom ist das Zeugnis der ganzen Urzeit der Kirche einstimmig und die Gründe, mit denen dies in der Folge bestritten worden ist, sind nicht auf dem Boden der historischen Forschung erwachsen. Sein Martyrium war vor Ablauf des ersten Jahrhunderts eine so bekannte Tatsache, daß der hl. Johannes sich mit einer bloßen Andeutung darauf begnügen konnte, um es allen verstanden zu werden.

# Des Lebens Schule

(7. Fortsetzung.)

Erzählung von Rebentis.

Und dann hmete ihre kranke Brust draußen wirklich etwas freier — und Erinnerungen kamen dort an die verflungene schöne Kindheit, als sie noch gesund und fröhlich war. Ach, wie lange war das her! Aber ein Jahr kann oft für lange gelten. „Als der Vater noch lebte“, „als Josepha bei uns war“, das waren die hellen Punkte der dunklen Gegenwart. Ob es je anders wurde? Ach, nein! Eine Aenderung brachte nur der Tod.

Und jetzt war es Sonntag. Sein Vormittag war vergangen, wie der des Werktag — unsere arme Familie achtete das Kirchengebot nicht mehr, weil sie sich durch die Art davon befreit wähnte. Sie mußten eben auch Sonntags arbeiten, wenn sie leben wollten — oder „nach der Schinderei der Woche“, wie Karl sagte, ein wenig frei aufatmend — und das tat man nach seiner Meinung im Wirtshaus.

Die Kirchnerfamilie hatte das Frommsein verlernt, seit das Haupt ihr fehlte. Eischen trieben freilich noch ab und zu die Kirchenglocken Tränen der Sehnsucht in die Augen, aber sie hatte sich so lange schon daran gewöhnt, sich für den Kirchenbesuch zu schwach und zu krank zu halten, daß sie selten den Wunsch, eine heilige Messe zu hören, aussprach und noch seltener ihn ausführte.

Auch heute, wie gesagt, hatte keiner der Familie seiner kirchlichen Pflicht gehuligt, aber als der Nachmittag kam, zogen alle in Most's Konzertgarten.

Es war eine große Gesellschaft, in die Karl Mutter und Schwester führte, aber das blasse, schene Mädchen und die alte, vonummer verzehrte Frau, fanden wenig Beachtung, während der lustige, leichtlebige Karl mit jedermann gut Freund zu sein schien.

Ja, wer ihn in der Gesellschaft sah, der merkte es ihm nicht an, daß ihm nicht alles nach Wunsch ging. War er nicht gekleidet wie ein feiner Herr? Trank er nicht sein Bier und aß er nicht sein Schinkenbrot wie einer, der es gewohnt ist und was darauf gehen lassen kann? In der Tat; das sah hier im Garten gar nicht nach Armut aus; es war, als ob nur reiche Leute um die Tische her saßen.

Ja, wenn's nur eben immer so hätte sein können und alle Tage Sonntagnachmittage! Aber einst mußte auch für den Armen die goldene Zeit kommen und Freiheit und Gleichheit auf Erden sein.

Karls Freund Hecht hatte soeben über dieses Thema eine schöne Rede gehalten und jetzt sprach ein fremder Gast, den jener eingeführt.

Er sprach gut; man hörte es ihm an, daß er kein Reuling im Reden war, sich überhaupt den Wind um die Nase wehen lassen, vieler Herren Länder gesehen und in manche Sache seine Hand gemischt hatte.

Sein Haar war bereits stark ergraut, sein wirrer Bart dergleichen, aber aus den tiefgelegenen dunklen Augen loderte noch Feuer genug.

Karl fühlte sich mächtig von dieser Persönlichkeit angezogen. Das war keiner von den Dämonen, die groß von Worten und klein von Taten sind. Ein paar solche an der Spitze und es ging wirklich los. Und in jugendlicher Begeisterung drängte er sich an den Fremden und war augenscheinlich stolz, daß er endlich bei diesem Beirathung fand und selbiger sogar geruhete, sich von ihm mit einigen Seideln besten Bieres bewirten zu lassen.

Daß darüber Mutter und Schwester schließlich vergeren wurden, wen hätte das verwundern sollen?

„Wollen wir nicht gehen, Karl?“ das Konzert ist aus und du wolltest uns auf dem Mädchen die neuen Anlagen zeigen“, sagte Frau Desse, zu ihrem Sohne tretend.

„Aber der hörte sie kaum und erst, als sie ihre Rede wiederholte, sagte er ärgerlich:

„Ach was, die neuen Anlagen sind keinen Schritt wert, geht nur direkt nach Hause und laßt's gut damit sein für ein ander Mal. Ich kann jetzt nicht fort. Ich habe mit meinen Freunden noch sehr Wichtiges zu besprechen.“

„Bitte, Herr Francesco, erzählen Sie weiter. Sie haben die Zeit der Kommune in Paris durchlebt? Sie waren auch dort Vorkämpfer und Verfechter der guten Sache des Volkes?“

Und da war Karl schon wieder ganz in der interessanten Unterhaltung. Für die Selten war kein Abschiedsgruß mehr übrig.

Frau Desse seufzte; um Eischen's Lippen zuckte es schmerzlich.

Dann gingen beide, aber nicht direkt nach Hause. Eischen wollte durchaus die neuen Anlagen sehen.

„Es wird Karl nie gefallen, ein ander Mal mit uns dort hinzugehen; er wird überhaupt immer weniger Zeit für uns übrig haben, und anderes erst recht nicht. Er will sein Leben genießen und es nicht mit uns vertrauern und vertragen; nach uns fragt niemand. — Ich wollte, ich wäre tot.“

Und Eischen weinte still vor sich hin und Frau Desse weinte auch. Sie fühlte sich ebenso durch ihren Sohn getränkt und Eischen's Klagen schärften ihre eigenen.

Der Gang durch die neuen Anlagen war deshalb trübselig geworden. Eischen mußte sich bald setzen, so müde war sie; es war wirklich, als ob es zum Sterben mit ihr ginge.

Da plötzlich klangen weiche, süße Töne zu ihnen herüber. So hatten beide Frauen noch nie spielen hören. Die wunderbaren Klänge lösten die Bitterkeit ihrer Seelen, sie zerstreuten den dichten Erdenstaub, der ihre Blicke verdundelt hatte, und gaben ihnen Himmelssehnsucht und Himmelsheißung. Waren sie doch nicht so verlassen wie sie gewohnt? Gräßte sie Gott selber durch solch fromme Klänge?

Tränen perlten nieder durch Eischen's geschlossene Lider, aber diesmal taten sie nicht weh, sondern wohl und Frau Desse sagte leise:

„Das klingt wie aus alter, lieber Zeit zu mir herauf. Ich kenne die Melodie wohl. Mein Mann hat sie mir oft ins Herz gesungen — und die Worte kenne ich auch.“

Ich glaube an Gott  
In aller Not,  
Nur Gott all' Dömmung bame  
Ich liebe Gott  
Wie in den Tod,  
Auf diese Lieb' ich traue.  
Jesus, dir leb' ich,  
Jesus, dir sterb' ich,  
Dein bin ich tot und lebendig.“

Ach, warum hatte das Lied so lange geschlafen! Warum hatte es kein Echo gefunden in den Herzen derjenigen, die einst so fromm und fröhlich nach ihm gelebt. Warum?

War denn die Schule des Lebens so hart und schwer gewesen, daß das fröhliche Leben darüber hatte sterben müssen?

Heute sagte keine der beiden Frauen „ja“ zu dieser Frage. Ihre lauten Klagen hatten sich in Selbstanklagen gewandelt.

Frau Desse erhob sich. Sie wollte so gerne wissen, wer der Spieler sei.

Aus dem Garten jener kleinen Villa kamen die lieblichen Melodien. Auf der Veranda derselben saßen eine Anzahl Damen und Herren. Sie konnte auch den Spieler ganz deutlich erkennen. Er war noch jung, aber wie er ihr jetzt das Angesicht zuwandte, da sah sie, daß er blind sein mußte. Blind!

Frau Desse schaute auf die blühende Sommer-Schönheit um sich, sie blickte auf das zarte, vielgeliebte Antlitz ihres Kindes, sie sah auch auf die eigenen, von vieler Arbeit harten Hände und wiederholte:

„Blind! Und doch hat er gespielt, als ob er sähe, nicht bloß die Erden-Schönheit, sondern alle Himmelsherrlichkeit auch.“

Sätte ihr armes, bleiches Kind ihn nicht lieb haben können den großen guten Gott im Himmel und trotz allem auch glücklich sein?

Ein bühend Herz  
In Neu' und Schmerz  
Soll nimmermehr versagen,  
Durch wahre Neu'  
Von Sünden frei.

Dart ich zu Jesu sagen:  
Jesus, dir leb' ich,  
Jesus, dir sterb' ich,  
Jesus, dein bin ich  
Tot und lebendig.“

VII.

Zwei Wochen waren seitdem vergangen, und zweimal noch in denselben hatten Mutter und Tochter es soe inzurichten gewußt, daß sie des Abends auch noch ein Stündchen in die Anlagen gingen und jedesmal hatten sie auch den Geigen-Spieler auf der Veranda seiner Villa gehört.

Sicherlich war es ein sehr frommer Mann, denn immer waren es süße, heilige Klänge, die hier erklangen und oft fast in Melodien, die Mutter und Kind sehr gut kannten. Waren es doch des seligen Vaters Lieblingslieder, waren sie doch in ihrem eigenen Hause zu seinen Lebzeiten oft erklingen.

Und unwillkürlich — keines wußte, wer zuerst damit angefangen — öffnete sich der Kirchnerin und ihrer Tochter so lange schon verschlossener Mund, und die alten Lieder aus der Küsterwohnung lebten in dem kleinen Erkerstübchen auf. Gott kann durch großes und kleines helfen. Seine Hand ist unverkürzt und für ein Bäumchen hat er noch immer den Wind gemäht. Wenn wir's nur begreifen wollten!

Für Eischen und ihre Mutter war plötzlich so eine Gnadenzeit gekommen; sie wußten nicht, woher, aber daß sie jetzt gerade not tat, ach, weit nötiger als sonst, das fühlte ihre zaghafte Seele. Denn auch für Karl war seit jenem Sonntag ein Neues gekommen. Aber die Stimme, die ihn gerufen hatte, kam nicht von oben. Sie hatte einen schmeichlerischen, verführerischen Klang; sie versprach ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, so er ihr diene, daß er nur zu bereit war, sich solchem Dienste hinzugeben.

Die ermüdende Maschinenarbeit im Büro sagte ihm immer weniger zu — für solchen Vortan waren in der Tat sein Verstand und seine Fähigkeiten zu gut. Er schaute sich, zu zeigen, was er konnte, mit jugendlichem Ungeßüm etwas recht Großes zu tun.

Nicht hatte Herr Francesco — so wie die Welt jetzt war, konnte sie nicht bleiben. Das Volk mußte sie aus den Angeln heben und neu setzen und glorreich war es, bei solchem Werke mitgeholfen zu haben. Freilich, die kleinen bürgerlichen Ansichten vom Recht und Unrecht mußten erst abgelegt werden. Wo's das große Ganze galt, konnte nicht nach dem Einzelnen gefragt werden. Mächtig, daß einige Unschuldige mitgerichtet wurden, sie fielen dann als Märtyrer und ihr Blut kam dann auch auf Rechnung der blinden Blindenleiter, die jetzt am Ruder saßen. Auch darin hatte Herr Francesco recht.

Und wenn Karl ja einmal in Zweifel kam, ob die soziale Idee, von der der neue Freund schwärmte, wirklich das echte, rechte Lebensprinzip sei, so wußte eine kühne Rede desselben und mehr fast noch die wilden Melodien, die er seiner Geige entlockte — denn auch spielen konnte der wunderbare Mann, wie Karl noch keiner gehört — ihm alle Skrupel und Zweifel niederzuschlagen.

Nur noch wenige Tage, dann war die ihm geübte Prüfungszeit um, dann wurde er eingeweiht in alle Geheimnisse des neuen großen Bundes, der sich über die Welt erstreckte — dann würde er begreifen — und handeln.

Kein Wunder, daß ihm alle Pulse wölten, daß er keine Zeit hatte, bei den Selten zu sein, und die halbe Nacht mindestens außer dem Hause zubrachte, auch auf die besorgten Fragen der Mutter eine kurze, ärgerliche Antwort hatte.

Sie war eben ein Weib und verstand von alledem nichts, und daß er bereit war, auch für Mutter und Schwester — denn gehörten sie nicht auch zu dem Volke, das er frei machen und zu der ihm gebührenden Würde erheben helfen wollte? — sein Leben und alles, was sein war, so es nötig wäre, zu opfern, davon begriffen beide nun vollends nichts, wie er seinerseits nicht begriff, wie sie gerade jetzt darauf kamen, des Vaters alte, fromme Lieder zu singen.

(Fortsetzung folgt.)